

russischen Tänzerin Gawrilowa. Die tragikomisch verlaufende Zufallsbegegnung eines, der übermäßig gehemmt ist, und einer Frau, deren gaukelnder, schillernder Reiz für ihn nur ein Augenblicksphantom sein kann. Eine Liebelei, die deshalb bedenklich ist, weil sie nichts ist als „Sehnsucht nach Liebesfähigkeit“. Aber in ihrem ratlosen Hin und Her, in ihrer Verschärfung durch Trotz und in ihrem plötzlichen Finale ist eine seltene Gabe, das Menschliche zu beobachten, ist eine Weisheit ohne Bitternis.

Max Brod war historischer Romancier in „Tycho Brahe“. Er ist es wiederum in „Rëubeni, Fürst der Juden“, einem Messias- und Renaissanceroman (München, Kurt Wolff). Angezogen hat ihn das Problem eines, der „mit dem bösen Triebe Gott dienen“ will, und die Erscheinung des falschen Messias Rëubeni, der im Glanz des sechzehnten Jahrhunderts auftaucht und im Dunkel der Inquisitionskerker untergeht. In das Prager Ghetto weist Brod seine Jugend. Er schildert Venedig, Rom, Portugal, das Deutschland Karls des Fünften. Aretino, Michelangelo, Macchiavelli sind Mitspieler in diesem Kulturtheater, das Überlieferungen von Gutzkow her erneuert. Aber den dichterischen Impuls empfängt Brods Roman (ein Anklang an die schmerzliche Rivalität seines Brahe und seines Kepler) von Molcho, dem Jünger Rëubenis, und seiner den Lehrer überfliegenden, für ihn sich opfernden Märtyrerglut.

Darf man nicht mit diesen Romanen zusammen Emil Ludwigs Buch „Wilhelm der Zweite“ (Berlin, Rowohlt) nennen? Es ist politische Historie. Doch seine Effekte, selbst da, wo es nur Bericht ist, seine Spannungen, auch nachdem sich über die Bismarck-Tragödie der schwarze Vorhang gesenkt hat, seine unerbittliche Geschlossenheit sind noch bestürzender, als Erdachtes je sein kann.

*Paul Wiegler.*

